

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

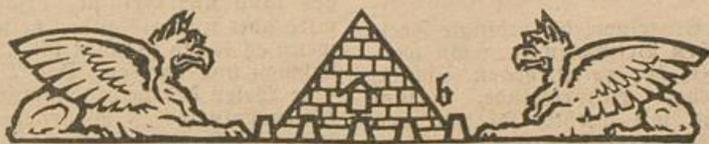
Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1933

17.12.1933 (No. 51)

Die Pyramide Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt

22. Jahrg. Nr. 51



17. Dezbr. 1933

Reinhold Siegrist / Sprache und Erziehung

Mit dem Durchbruch des Willens zum Volk in Deutschland ist eine wissenschaftlich lange schon vorbereitete und ausgebaute Erkenntnis auch in weitere Kreise getragen worden: Die Erkenntnis von der Bedeutung der Sprache für Volkstum und Volksgemeinschaft. Da nun der neuerstandene Wille sich auch der Schule und also der Erziehung der Jugend zur lebendigen Volkseinheit bemächtigt hat, wird Sprachunterricht, Spracherziehung zukünftig innerhalb des Lehrplanes an eine entscheidende Stelle rücken.

Auf welche Weise aber wird Sprachunterricht der gekennzeichneten, unbedingt richtigen Absicht am besten dienen? Wer erinnerte sich nicht eines Deutschunterrichts, der auch tiefe Liebe zu unserer Sprache und ihren Werken hätte ersticken können?

Jeder Versuch, diese praktische Frage zu beantworten, setzt die Beantwortung einer Fülle neu ersiehender Fragen voraus, die alleamt um die große Frage nach dem Wesen der Sprache kreisen . . . denn aller Spracherziehung muß die Einsicht, nicht etwa in irgendwelche Sprachinhalte, sondern in das Wesen und die Leistungen der Sprache selbst, in ihr Verhältnis zu Volkstum und Persönlichkeit zugrunde liegen.

Ueber diese Punkte gibt es gelehrte Meinungen. Die waren dem jungen Karlsruher Philologen R. F. Probst wohl bekannt, als er sich vor die Aufgabe gestellt sah, ein Sprach- und Stilbuch für die Oberklassen (D II bis D I) gemeinsam mit Prof. Ehr. Cajelmann zu bearbeiten. Aber die Betrachtungen der Gelehrten genügten ihm nicht. Jedermann wird Freude haben an Probsts gutem Einfall, neben den Wissenden auch die Kommenden hören zu wollen. Er hat also eine große Zahl lebender deutscher Dichter und Schriftsteller in genauen Einzelfragen um Mitteilung ihrer Gedanken zu drei Unterrichtsgebieten: 1. Sprache, 2. Stil, 3. Aufsatz. Unter dem Titel „Philologen der Nation“ ließ Probst, an ein Herderwort anknüpfend, seine gründliche Bearbeitung der vielen ihm zugegangenen Antworten im Verlag Volke, Karlsruhe, erscheinen.

Wenn nun mehr als vierzig Dichter und Erzähler, darunter die klangvollsten Namen, sich über das Mittel ihrer Kunst äußern, über die Lehrbarkeit des Stils und den Sinn des Aufsatzes, so ist es gewiß, daß hierbei viel Anregendes und Aufschlußreiches zu Tage kommt. Probsts Buch ist darum auch jedermann und besonders solchen, die über ihre Sprache noch nicht oft nachgedacht haben, wärmstens zu empfehlen.

Mir selbst ist es beim Eindringen in die Antworten der Dichter merkwürdig ergangen. Je mehr ich mich drein vertiefte, umso mehr wuchs mein Verlangen, über alles hohe und tiefe Gefühl, alle subjektive Wahrhaftigkeit und viele treffende Einzelbemerkungen hinaus wenigstens in Umrissen zu einer praktisch brauchbaren Anschauung des Wesens, der Wirkungen und Bewirktheiten der Sprache zu gelangen.

In kürzester Form sei nachfolgend das Ergebnis eigener — ordnender — Ueberlegungen mitgeteilt, hauptsächlich, um dabei

auf die wichtigsten Punkte des großen, befragten Zusammenhanges anregend hinzuweisen und sodann vielleicht auch eine bescheidene Ergänzung zu Probsts Buche zu bieten.

Sprache ist, neben der Rasse, Zeichen und Ausdruck der Zugehörigkeit zu einem Volkstum. Die Volkssprachen wachsen, bilden sich, bilden sich um, vergehen mit den Völkern. Inhalt und Form des Denkens eines Volkes nehmen in der Volkssprache Gestalt an. Sprache als Gebild zeigt in jedem Augenblick das Denken des Volkes. Wandelt sich der Inhalt des Denkens, etwa durch eine Veränderung der geistigen Neigungen, wie z. B. im 19. Jahrhundert durch die Entfaltung der Naturwissenschaften und der Technik, so wird sich die Sprache als Ganzes entsprechend wandeln. Wandelt sich die Form des Denkens, wie gerade in dieser Gegenwart, worin das logisch-begriffliche Denken durch das bildhaft-anschauliche mehr vertieft und unterbaut als abgelöst wird, so wird die Sprache auch solche Wandlung an ihrem Sein erfahren.

So, gleichsam von außen gesehen, ist Sprache etwas dem Volksorganismus Zugehöriges, Ueberpersönliches. Der Einzelne wächst in sie hinein, unbewußt zunächst, übernimmt mit ihr Form und Inhalt des Denkens der Familie, des Dorfs, seines Stammes, Volkes, seiner Zeit und wird geprägt ohne es zu bemerken; ja wir übernehmen Wissen und Wollen, Urteilen und Empfinden auch da, wo wir uns in Gegensatz zu unserer Zeit stellen . . .

Auf dieser frühen Stufe des Denkens und Sprechens ohne Sprachbewußtsein wird die Bedeutung der Sprache allein in der, unter Umständen auch künstlerischen, Verständigung von Mensch zu Mensch innerhalb des Volkes erblickt. Nicht Lebensalter der Einzelnen bezeichnen diese Stufe, sondern der Grad der Bewußtheit, der recht unabhängig vom Alter besteht.

Von hier muß jede Spracherziehung ausgehen. Ihre Aufgabe ist die Weckung und Klärung des Sprachbewußtseins.

Da ist zu allererst die Achtsamkeit auf die Bedeutung des Gesagten oder Geschriebenen, die genaue Uebereinstimmung des Wortinhalts mit dem Gemeinten, sowie auf richtigen Sachbau zu schärfen. Das geschieht wirksam zunächst dadurch, daß auf fehlerhaften Gebrauch der täglichen Rede und Schreibe unermüßlich hingewiesen und der Schüler durch eigenes Nachdenken über die Worte zur Einsicht geführt wird; dann, bei einfachen Uebungen des Erzählens und des Aufsatzes, kann aus Anlaß der Wahl des treffenden Ausdrucks auf die schillernde Mannigfaltigkeit der Wortbedeutungen, den Reichtum der Sprache und die notwendige Selbsttätigkeit des Einzelnen aufmerksam gemacht werden, mit dem Ziel, daß nicht klar bewußtes und überprüftes Reden und Schreiben in Sprach- und Denkschablonen mehr und mehr vermieden wird. Berichte aus dem täglichen Leben, Beschreibungen von Landschaften, Gärten, Häusern, Zimmern, nicht nach Bildern, sondern zuerst nach der Natur eignen sich hierzu besonders und geben Gelegenheit, auch auf die vielen verschiedenen Möglichkeiten der Darstellung

Die Pyramide

aufmerksam zu machen. Man wird bemerken, wie solches Leben gleichzeitig die Bewußtheit des Beobachtens erhöht und hat Anlaß, auf den innigen Zusammenhang zwischen Sprache und gesamtem geistigem Tun vorbereitend hinzudeuten.

All dies ist gleichzeitig zu unterstützen durch genauestes, möglichst oft auch lautes Lesen bester Vorbilder (Lebenserinnerungen, Reisebeschreibungen usw.). Dabei ist das völlige Verständnis des Inhaltes nicht entscheidend; es kommt hier zunächst darauf an, den Sinn für reine Sprache zu wecken, was am sichersten geschieht durch möglichst frühzeitigen, lebendigen Umgang mit guten Vorbildern. Dabei ist nun auch die Aufmerksamkeit zu lenken auf die ganz äußerliche Richtigkeit, Klarheit und Sinnfälligkeit der gebrauchten Bilder und Gleichnisse; auf Klang und Rhythmus der Sätze. Hat man für die ersten Übungen zweckmäßigerweise Tatsachenschilderungen, dann auch kleine Geschichten, Anekdoten (Hebel, Kleist) gewählt, so stellt sich hier von selbst das Bedürfnis nach „Dichtung“ ein.

Es wird zu zeigen sein, wie der „Wirklichkeitsbericht“ verlassen, die Schilderung der Wirklichkeit den Gesetzen der inneren Anschauung unterstellt, umgeformt wird; wie Phantasie aus dem Wirklichkeitsstoff ein Gebilde formt, das den Geistgehalt eines Geschehens klarer zeigt als die sinnliche Wirklichkeit selbst. Neben streng gesetzmäßigen Bildern der Phantasie sind auch Gebilde der Phantasterei aufzuzeigen.

Nun kann die Selbsttätigkeit des Einzelnen, die bedingte Freiheit über die Sprache an gegensätzlichen Beispielen dargetan werden. Die verschiedenen Wesensgehalte der verschiedenen Dichter, bilden verschiedene, dem Wesensgehalt entsprechende, persönliche Sprachstile. Die Beispiele sind mit größter Freiheit aus Gegenwart und Vergangenheit zu wählen. (Luther—Goethe; Kleist—Carossa; Kant—Hölberlin). Dies alles kann nicht geschehen, um endlich einen bestimmten Stil für den richtigen zu erklären und ihn zu lehren, sondern um den Lernenden das Persönliche des Stils deutlich zu machen und solcherart zu bewirken, daß auch sie den sprachlichen Ausdruck mehr und mehr dem eigenen Denken und Empfinden angleichen. Es wird leicht sein, hier aufzuzeigen, wie schwer es ist, eigene Empfindung auch auf eigene Weise zu sagen. Hierdurch allein entsteht der Stil. Der Wille zum Stil und der Versuch in dieser Richtung wird aber wiederum auch auf das eigene Denken und Empfinden klärend zurückwirken. Bei alledem ist zu vermeiden, daß gewaltsame oder spielerische Formen mit echtem Stil verwechselt werden. Echter Stil ist nur von echtem Eigen-Geist zu erreichen. Der aber wächst und kann nicht erzwungen, wohl aber klärend gepflegt werden. — Aufsätze über Dichtung sollten frühzeitig die Darstellung des gestalthaften Geistgehalts anstreben, was Denken und Phantasie stärker und fruchtbarer anregt, als Ausdeutungen einzelner „Dichtervorte“, weil der Lernende die einzelne Gestalt klar aufbauend sich vorstellen muß, um sie beschreiben zu können. Darin liegt nebenbei eine Anregung, von der bei eigenem Beobachten und Weiterdenken Menschenkenntnis ihren Ausgang nehmen kann.

Da Sprachunterricht immer wieder erforderlich machen wird, Beispiele, Anregungen, Vorbilder beizuziehen, und zwar sowohl aus Vergangenheit wie aus Gegenwart, wird sich Gelegenheit bieten, auch auf Jahreszahlen und Entwicklungslinien hinzuweisen. Daß Literaturgeschichte zur Spracherziehung, wie jedes Fach, benutzt werden kann, Spracherziehung jedoch keineswegs in der Lehre der Literaturgeschichte besteht, ist wohl schon klar geworden.

Der Umblick über ein weiteres Gebiet vertieft nun alle bisherigen Einsichten: Das Erlebnis der fremden Sprachen muß zu Vergleichen zwischen den Volkssprachen benutzt werden. Da mag man nun von der gestalthaften Verschiedenheit völkischer Wesensgehalte ausgehen (Goethe—Voltaire), um zur Prägung in Satz und Wort weiterzuschreiten. Man wird die Unmöglichkeit „richtiger“ Uebersetzung darzutun haben, wird aufzeigen, daß sich die Worte der verschiedenen Sprachen begrifflich nicht decken. Hier muß auch das Leben des Wortempfindens, des „inneren Wortsinnes“ einsetzen, durch möglichst klaren und sinnvolles lautes Sprechen einzelner Worte, wie durch innerlichstes, reines Hören: Baum, arbore, tree. Der verschiedene Begriffs-, Anschauungs- und Empfindungsgehalt der Worte, der verschiedenen Sprachen, wird sich so erschließen, was notwendig die Bemerkung zur Folge hat, daß schon die Worte einer Volkssprache jeden Einzelnen weltanschaulich bestimmen und formen. Weil in jedem Laut einer Sprache die Volksseele mitwirkt und anklingt, darum wird jeder Sprecher durch die Sprache zum Glied des Volkstums, darum ist Sprache Schicksal, wie Volk und Familie Schicksal sind. Nur wer sich darüber klar geworden ist, weiß, wie tief er seinem Volk seit Urzeiten verpflichtet ist.

Wir beginnen nun zu begreifen, welche zauberhaften Zeichen Worte sind: ganz mit Geist, Anschauung und Empfindung geladene Wesen. Der Dichter ist ihr beschwörender Meister. Und es ist das Geheimnis des großen Vortragskünstlers: daß er diese vom Dichter gerufenen Wesen so zu sprechen vermag, daß sie die ihnen aus der Volksseele einwohnende Empfindung und Anschauung

unmittelbar im Laut vor uns eröffnen. (Man versteht, daß dies etwas anderes ist, als wenn der Künstler seine subjektiven Empfindungen fühlen lassen wollte.)

So aufgefaßt, ist die Bedeutung künstlerischen Vortrags echter Dichtungen für die Spracherziehung sehr groß und noch viel zu wenig erkannt. Es muß solcher Vortrag wieder zu reiner Höhe gepflegt werden. Von hier aus wird Spracherziehung auch außerhalb der Schule in weite Kreise getragen und die Verbindung zwischen Dichter und Volk gewonnen werden können. Auch für das Theater ist hier der notwendige Anknüpfungspunkt der Neubildung bezeichnet.

Ein weiterer großer Schritt bleibt zu tun übrig. Der Blick muß sich über die Menschenvölker zur Natur erheben, um festzustellen, daß Sprache eine Erscheinung ist, die wir nur am Menschen kennen, die den Menschen von aller übrigen Natur unterscheidet, die ein Zeichen eben des Wesens des Menschen ist. Dies vorausgesetzt, fragen wir nun, was Sprache sei? und dürfen erwarten, daß die Antwort auch über die Stellung des Menschen im Gesamtzusammenhang der Natur einigen Aufschluß gibt. Wir erkennen zunächst, daß durch die Sprache Inhalte der Welt geistig erfasst und verlautet werden. Was heißt das: Inhalte der Welt werden „geistig erfasst“? „Bezeichnet“ das Wort der Sprache das Ding? Oder die Vorstellung von dem Ding? Beides nicht. Es „bezeichnet“ vielmehr das „geistige Wesen“ des Dings, denn Geistiges kann nur Geistiges erfassen. Das geistige Wesen der Dinge wird aber niemals außen gefunden, vielmehr draußen erst gesehen, wenn es innen erkannt ist. . . . Alles Erkennen kommt aus Wahren und Denken. Das Denken „erfasst“ im Erkennen das geistige Wesen des wahrgenommenen Dings. Vorstellung, d. h. tätige Wiederholung des Wahrnehmungseindrucks, ohne sinnlichen Anlaß, ist erst möglich, nachdem die Wahrnehmungen der Welt sich abgegrenzt haben eben durch „Erkenntnis“. Sprache ist das sinnliche Organ der geistigen Wesenserkenntnis — durch Denken.

Das ist es, was mit dem Menschen neu in die Natur eintritt, daß in seinem Denken, in seinem geistigen Erleben der Welt Inhalt in eine geistige Form sich wandelt. Hiervon ist Sprache die Erscheinung. Das Wort aber ist Träger, Form, Abbild des geistigen Wesens der Dinge in Lauten.

Ist also Denken ohne Sprachen nicht möglich? Nur kurz kann hier darauf hingewiesen werden, daß es unmittelbare, geistige Klärung gibt, die sich wortlos vollzieht; gleichsam ein Einströmen geistigen Gehaltes, geistigen Wesens in das geistige Wesen des Menschen, das sich zunächst in innere Anschauung umsetzt, bevor es in sprechendes Denken übergehen kann. Wenn Meister Eckhart schildert, wie bei völlig eingelehrten Sinnen, mitten im tiefsten Schweigen „das Wort“ gesprochen werde, die „Geburt Gottes in der Seele“ geschehe, so ist damit eine unmittelbare geistige Klärung bezeichnet. Was er „das Wort“ nennt, ist kein Wort einer menschlichen Sprache, sondern unmittelbare geistige Eröffnung. . . . Wenn wir nun einen Augenblick daran denken, daß dies unmittelbare Leben im Geiste die Urform aller menschlichen Sprache sei, so wird ein vielumstritten und mannigfach gedeutet Wort in neuem, eindringlichem Licht erscheinen: Im Anfang war das Wort, und das Wort war bei Gott, und Gott war das Wort. (Joh. I, 1).

Es ist hier versucht worden, anzudeuten, wie die Weckung und Klärung des Sprachbewußtseins dazu dient und dahin führt, daß der Mensch seiner Bindung an sein Volk, aber auch seiner Stelle innerhalb der Natur, seines Denkens und Empfindens, seines geistigen Wesens bewußt werde.

Eine weitere Beobachtung schließt sich unausweichlich an unser Ergebnis an: Unmittelbar teilhaftig der geistigen Welt ist nur der Einzelne; Bewußtseins-Klärung kann nur vom „Ich“ geleistet werden, muß immer wieder vom „Ich“ geleistet werden, wenn auch alle jene dem Einzelnen dabei mitwirken, die vorher und zu gleicher Zeit denselben Weg gingen und gehen. Woraus die unerlöliche Bedeutung der „Persönlichkeit“ erhellt, die allein zum wahren Mittler zwischen Geist und Volk und darum zum Führer sich zu reinigen und zu stärken vermag.

So bedeutet Spracherziehung im besten Sinne nicht allein Erziehung zum Volk, sondern auch Erziehung zur Persönlichkeit innerhalb des Volkes.

Ist es schließlich von Bedeutung, innerhalb des Sprachunterrichts auch die hier dargelegten Zusammenhänge mitzuteilen? Oder genügt es, sie der Spracherziehung stillschweigend zugrunde zu legen? Die Frage ist berechtigt, denn die Vermittlung von Kenntnissen darf nicht mehr mit Erziehung verwechselt werden. Wer weiß, was „fleißig sein“ bedeutet, ist es noch lange nicht. Das Wissen jedoch vermag den Willen zu wecken und zu verstärken, der die Erziehung, die „Klärung“ allein herbeiführen kann. Erst sie macht das Wissen zu Leben und nur dadurch, daß es Leben wird, wird Wissen wertvoll. In diesem Sinne mag auch in der Schule eine Einführung in das Denken über die Sprache gegeben werden, wobei ausdrücklich zu betonen ist, daß nur dauerndes Leben, nur tägliche Achtsamkeit allmählich die bewußte Zucht der Sprache bildet, die zugleich Zucht des Denkens und Zucht des Lebens ist.

Die Pyramide

J. A. Beringer / Professor Wilhelm Süs †

* 30. Juni 1861 zu Düsseldorf; † am 5. Dez. 1933 zu Mannheim.

Nach langem, schwerem Leiden ist Professor Wihl. Süs, ehemals Leiter der Großh. Majolika-Manufaktur zu Karlsruhe, dann Direktor der Schloßgalerie zu Mannheim am 5. Dezember 1933, im 72. Jahre, gestorben.

Mit dem Heimgang von Süs ist der Senior der Mannheimer Künstlerfamilie und ein in seiner produktiven Arbeit reicher Künstler aus dem Leben geschieden.

W. Süs stammt aus einer Künstlerfamilie. Sein Vater Gustav Süs (1823—1881) war Maler und Zeichner in Düsseldorf und hat sich durch seine Bilderbücher einen Namen gemacht. Seine Mutter, eine geborene Schotel, gehörte der holländischen Malerfamilie Schotel an, die durch Bildnisse und Eestücke zu Ansehen gekommen ist. Der junge Wilhelm Süs genoss seine künstlerische Schulung bei P. Jansen, namentlich aber bei G. von Gebhard, und wurde mit einer gründlichen zeichnerischen Ausbildung ins Leben entlassen. Er setzte seine Studien aber bei Léon Pohle in Dresden fort, ging auch nach München, um nach der Dresdener Geschmacksausbildung die in München charakteristische Kunst kennen zu lernen, um sie dann von Anfang der 90er Jahre in Düsseldorf in koloristisch starken Werken auszuüben. Dem Düsseldorfer Brauch entsprechend, sucht sich W. Süs rheinaufwärts seinen Weg. In Cronberg am Taunus, wo Ende des 19. Jahrhunderts um A. Schreyer und A. Burger sich die Cronberger Malerkolonie gebildet hatte, wandte sich W. Süs von 1893 an der dekorativen Wandmalerei zu und erlangte auf diesem Gebiete beträchtliche Erfolge. So entstanden die Wandmalereien im (seht niedergelegten) Kurhaus zu Falkenstein i. T., die dekorativen Wandbilder im Palmengarten zu Frankfurt a. M., das Delgemälde „Anbetung“ (Wes. der Königin von Rumänien), „Die Ballwerfer“ und das „Abendlied“ (bei Dr. Gieseke, Leipzig), die „Pferdebändiger“ (Gen. Konjul v. Weinberg zu Frankfurt a. M.). 1897 erhielt er die silberne Medaille zu Leipzig. — Von 1896 widmete sich Süs in der keramischen Werkstätte von Vogel zu Cronberg der Herstellung von Kunstkeramiken mit denen er alsbald Aufsehen erregte und dadurch in Beziehungen zu der in Cronberg residierenden Kaiserin Friedrich kam, die ihm eine Reise nach Italien ermöglichte. Dort studierte Süs die Keramiken in der Gamalia (Faenza, Foligno) und in Toskana die herrlichen farbigen Majolikaplattiken der della Robbia. So bereichert in seinen künstlerischen Erfahrungen, schuf er dekorative Fliesenbilder, u. a. für Frau M. Meister-Cronberg, für W. Hlisch-Frankfurt a. M., für Herrn Eduard Kändler (ebenda eine Ofenverkleidung mit der Geburt Christi), ein Fliesengemälde für das Kaiserliche Schloß Berlin, sowie Teller, Platten, Wandbehänge und Leuchter im Kunstgewerbe-Museum zu Frankfurt a. M. — Durch die nahen Beziehungen zu Hans Thoma, der in den Sommermonaten sich im nahen Oberursel aufhielt und in seiner fast spielerischen Art, die auf seinen italienischen Reisen bei seinem Freund und einstigen Karlsruher Mitschüler G. Hunziker zu Siena gewonnenen Kenntnisse und Fertigkeiten weiter bilden wollte, kamen Thoma und Süs in eine Art Werkgemeinschaft, in der Thoma's erste keramische Werke in Majolika und in Porzellanmalerei entstanden.

Als Thoma 1899 als Galeriedirektor und Akademieprofessor nach Karlsruhe berufen wurde, unterstützte Thoma den von Großherzog Friedrich I. geplanten Ausbau des Karlsruher und badischen Kunstlebens durch den Vorschlag, W. Süs als Vorstand der neugegründeten Großh. Majolika-Manufaktur zu berufen. Zum Professor ernannt, baute sich Süs seine Werkstätte in der Hoffstraße, die er später mit den dekorativen Pfauen verblendete.

Süs' Arbeit war, die einst in Durlach betriebene markgräfliche „Fayencefabrik“ nicht auf den Gebieten der Krüge und Geschirre, sondern der dekorativen Majolikakeramik zu erneuern und mit Künstler-Majolika den Markt zu erobern. Eine Reihe damaliger Karlsruher Künstler, darunter Thoma, v. Volkmann, und einige Plastiker, wie K. M. Württemberg, Taucher u. a. arbeiteten Werkstücke dafür aus. Süs selbst schuf eine Reihe in Form- und Farbbehandlung hervorragend gelungener Werkstücke, die sich rasch bei Sammlern beliebt machten. Die Markterfolge hielten aber mit den Kosten für den Betrieb und den Wünschen der Unter-

nehmer nicht gleichen Stand. Der Betrieb der Manufaktur wurde dadurch unruhig nach verschiedenen Richtungen entwickelt und deshalb kaufmännisch und künstlerisch verwirrt. Mit Ausbruch des Weltkrieges, als die Mitarbeiter zum Heeresdienste eingezogen wurden, stockte das Unternehmen. Der Absatz der Stücke ging rasch zurück und setzte bald ganz aus. Damit wurde das Werk, das sich in Kunst- und Sammlerkreisen weithin Beachtung erlangen hatte, stillgelegt; viele Formen wurden vernichtet oder künstlich verschleudert. Professor W. Süs wurde als Direktor der Großh. Schloßgalerie nach Mannheim versetzt und begann, seine Malertätigkeit wieder aufzunehmen. Damit erweiterte sich das Malwerk von W. Süs um ein beträchtliches, namentlich nach der landschaftlichen Seite hin.

Süs war aber kein Ellenbogenmensch, der seiner Kunst in den schweren Zeiten nach dem Kriege mit Gewalt den Weg zu bahnen mußte. Seine Einstellung zu der nach dem Krieg sich breitmachenden Malerei des ausklingenden Impressionismus und des stürmisch sich vordrängenden Expressionismus war ablehnend gegenüber den neuen Malmethoden und Richtungen. Dadurch setzte er sich in Gegensatz zu der schwindelhaften und mit Reklamelärm hochgetriebenen „modernen“ Malerei. Von ihr zog er sich in die Arbeitsstille seines Ateliers zurück, erledigte die ihm zufallenden Aufträge und gestaltete die Träume seiner licht- und farbenfreundigen Kunst aus. Er verband die Richtung seiner Frühkunst mit den Inhalten der neuen Zeit und ging langsam und sicher der Landschaftsmalerei entgegen, die zuletzt der Hauptinhalt seines Schaffens geworden war.

Frühere Werke aus dieser Zeit sind Gemälde für das Treppenhaus eines Neubaus, „Mannheim als Handelsplatz“ für den Sitzungssaal der Rhein. Kreditbank, Türportien für den Vortragsaal der Schloßsammlungen (wieder entfernt) und besonders das Gedenkbuch an die Kriegsteilnehmer der Rheinischen Kreditbank, ein Werk, das die fundamentalen Werte der zeichnerischen Kunst von Süs auf immer ins hellste Licht rückt.

Sonst aber gestaltete Süs sein Werk in einer Verbindung von Antike und Legende, mit Natureindrücken aus: Wellenreiter, Nymphen und Tritone, Faune und dergl. antike Vorstellungen, der hl. Christophorus, Mariendarstellungen, Engelwolken u. a. entstanden in reicher Folge und Abwechslung in farbigem Leben und Pracht. Hier zeigte sich der reine, fast weltfern zu nennende Sinn des Künstlers, der nie eine sinnfällige Erscheinung oder Szene zu einer sinnlichen oder gar schwülen Grotte ausbaute. Nur Freude und Jubel an Natur und Erscheinungswelt, in Farben und Formen ausgedrückt, formte sich unter seinem Stift und Pinsel.

Von der Zeit an, da seine wankend gewordene Gesundheit Erholungskreisen in den Schwarzwald, nach den südlichen Gegenden (Corfita, Dalmatien, Südalpen) geboten erscheinen ließen, wurde vornehmlich die Landschaftsmalerei gepflegt. Mappen voll und hunderte von Blättern sind so Zeugnisse seiner letzten Lebenswege geworden. Diese „Gelegenheitsgedichte“ offenbaren ebenso das volle Maß seiner die Natur umfassenden u. gestaltenden Liebe, wie es seine früheren religiösen und legendären Bilder, seine reizvollen Kinder- und Puttendarstellungen geoffenbart hatten. Das Reinste und Schönste seiner edeln und vornehmen, güttevollen Natur ist in diesen letzten Werken Gestalt geworden und hat ihn mit hellem Ton und Klang über die Wirrnisse des unfein gewordenen Lebens der Zeit in die unbeschwernten Regionen der künstlerischen Träume gehoben.

Seinen Freunden und Bekannten war er ein stets zuverlässiger, treuer Weggenosse. Nie hat er sie mit seinem Leid und seinen Kümernissen, an denen es im Leben seiner Familie und in der gesellschaftlichen und fachlichen Umgebung nicht gefehlt hat (Tod des einzigen Sohnes im Krieg), umbüstert und behelligt. Immer aber hat er gern an den Freunden der Andern teilgenommen, solange es seine Gesundheit erlaubte. Ein Schlaganfall hat ihn Monate lang auf dem Krankenlager festgehalten, bis er am 5. Dezember 1933 in den Abendstunden still hinüberschlief. Ein ehrenvolles Andenken bei allen, die ihn kannten, ist ihm gewiß.

Emil Baader / Schwarzwälder Hinterglasmalerei

Eine versunkene Volkskunst

Schon im Altertum, zumal bei den Römern, war die Hinterglasmalerei bekannt. Im Mittelalter erlebte sie in Deutschland ihre Blütezeit. In der Barockzeit verflachte die Kunst und wurde nur noch von Bauernleuten, hauptsächlich im Böhmerwald und im bayerischen Wald ausgeübt. Schwarzwälder Uhrenhändler verpflanzten die Kunst in den Schwarzwald.

Hauptstübe der Schwarzwälder Hinterglasmalerei wurden Bernau — Hans Thoma erzählt, daß ein Onkel von ihm „Glattfahnenbeilige“ gemalt habe, und daß diese Handwerkstradition wohl mit daran schuld war, daß er selbst Maler wurde —, ferner Todmoos, St. Blasien, Hinterzarten, Gschwiler und Seppenhofen, vor allem aber Röttenbach. Pfarrer Rügele-Röttenbach berichtete

Die Pyramide

in einer Festschrift eingehend über die interessante Geschichte dieser leider verlorenen Schwarzwälder Volkskunst. Im Dorfe Röttenbach stand die Volkskunst (Bildschnitzerei, Geigenbau, Uhrmacherei) in jener Zeit vor etwa 150 Jahren in höchster Blüte, da die Armut im Dorf am größten war. In jedem Hause saß damals ein Künstler auf diesem oder jenem Gebiete. Damals war es auch, wo die Hinterglasmalerei aufkam. Offenbar es der aus Rutenberg, Amt Neustadt, gebürtige Uhrenschilddemaler Lorenz Winterhalter, der in Böhmen als erster Schwarzwälder die Hinterglasmalerei erlernte. Er ließ sich um 1780 in Röttenbach nieder. Seine vier Söhne lernten von ihm die neue Kunst. Die Technik war jederzeit und überall dieselbe. Die Bilder wurden mit Oelfarbe auf die Rückseite einer Glasscheibe aufgemalt, wodurch dieselben einen besonderen Glanz erhielten und trefflich geschützt waren. Die ältesten Hinterglasmalereien, primitiv in Form und Farbe, sind religiösen Inhalts. Vor einem Hintergrund aus Himmelblau oder strahlendem Gold, der die Herrlichkeit des Himmels darstellt, erhebt sich in satten Farben das Bild des Heilands, der Muttergottes und der Heiligen. Daß den Bildern die Perspektive fehlte, war unwichtig; sie wollten dem Beschauer nur das Heilige nahebringen, losgelöst vom Zusammenhang mit allem Irdischen. Auch daß in der Darstellung viel Unbeholfenheit war, war unwichtig. Das Volk zog trotzdem diese Darstellungen wegen der hohen Kunst vor.

Zu besonderen Leistungen brachte es der dritte Sohn des Röttenbachers Lorenz Winterhalter: Andreas Winterhalter, der im Jahre 1808 mit seiner Familie nach Rußland auswanderte. Er wurde Kabinettmaler am Hofe zu Petersburg und schuf zahlreiche Arbeiten für die kaiserlichen Lustschlösser. Auf die höchste Stufe wurde die Röttenbacher Hinterglasmalerei durch Sebastian Winterhalters Sohn Benedikt gebracht. Am 20. März 1813 zu Röttenbach geboren, kam er schon als Kind mit seinen Eltern nach Kol-

mar. Von seinem Vater in der Glasmalerei handwerksmäßig unterrichtet, erhielt er offenbar in Kolmar eine kunstgerechtere Ausbildung. Meister Benedikt hatte noch drei Brüder. Der älteste, Ferdinand, war Direktor einer Glasfabrik in Lambach im bayrischen Wald, die beiden jüngeren, Konrad und Josef, wanderten als Hinterglasmaler nach Amerika aus.

Benedikt Winterhalter schuf mit Schülern und Gehilfen sowohl Bilder religiösen Inhalts für die bäuerliche Wohnstube — diese Bilder, sogen. Kranziger Ware, wurden in Massen hergestellt, von Händlern angekauft oder nach Oesterreich verschickt —, als auch meisterhafte Ikonen, Tierstücke, Landschaften und Porträts. Vorzüglich Porträts schuf er von Großherzog Friedrich, von Erzbischof Hermann, von Napoleon und anderen bekannten Persönlichkeiten. Bei diesen Bildern diente ihm die Technik des berühmten Hofmalers Franz Xaver Winterhalter (1805—1873) als Vorbild. Durch Benedikt Winterhalter war die Schwarzwälder Hinterglasmalerei weltberühmt geworden. Benedikt Winterhalter aus Röttenbach bedeutet den Höhepunkt, zugleich aber auch das Ende der Schwarzwälder Hinterglasmalerei. Mit ihm sank eine eigenartige Volkskunst ins Grab. Kaum findet man heute in Bauernstuben noch Hinterglasmalerei. Hingegen bergen unsere Heimatmuseen prächtige Stücke. Es seien erwähnt die Hinterglasmalerei der ehemals Spiegelhalterischen Sammlung aus Lenzkirch (nunmehr in Billingen), sowie die reichhaltige Sammlung im Bezirksmuseum in Baden. Auch die Hinterglasmalerei aus Odenwälder Bauernstuben stammten aus dem Schwarzwald.

In neuerer Zeit war es u. a. der verstorbene Professor Rudolf Schießl-München, der Hinterglasmalerei von zauberhafter Schönheit und Reizkraft schuf; ebenjo Gertrud Stamm-Hagemann in Karlsruhe. Hans Drinneberg-Karlsruhe übertrug Bilder von Hans Thoma auf Glas. Als Volkskunst scheint die Hinterglasmalerei aber für alle Zeiten dahin zu sein.

Schrifttum und Volkstunde

Adam Rishaupt. Der mihratene Wikar. Erzählung. (Verlag von C. F. Müller, Karlsruhe (Baden). Reinen 2,85 RM.). Pfälzer Blut und pfälzer Temperament durchpulsen auch diese jüngste heiter-wehmütige Geschichte Adam Rishaupts, der mit seinem Erstling „In Sonne und Rauch“ ein Jugenderinnerungsbuch ohne sentimentale Träne in prächtig bubenhafter Frische geschaffen hat. Rishaupt ist ein Meister in der Kunst, Landschaften, Menschen und Dinge, die in den darüber hinwegweisenden Augen der Allgemeinheit ein Aschenputteldasein führen, durch eine kleine Aenderung der Blickrichtung in verbendem Zauber erschimmern zu lassen. So bringt er es auch diesmal fertig, ein bescheidenes ehemaliges pfälzer Garnisons- und Festungsstädtlein, dessen Name einst ein aus sämtlichen Träumen rüttelndes Donnerwort für die bayerischen Leutnants bedeutete und von dessen geheimen Reizen sich vom Fenster des kurz anhaltenden D-Zugs aus mit dem besten Willen nicht eben viel erfassen läßt, mit der Romantik Scheine zu umgeben und es in solcher Idylle lieben zu lehren, wie es der Held dieser Erzählung, der Wikar Amiel, bis zu seinem frühen Ende geliebt hat. Der mihratene Wikar, der lediglich an des Daseins Sonnenseite glauben will, während aus dem allzu sorglos mißachteten Schatten schließlich 24 Anklagepunkte wider ihn zusammenschließen, ist eine höchst eigenwillige und zugleich liebenswerte Figur, nicht zum mindesten deshalb, weil sie in ihrer Munterkeit an einen großen und ewigen Deutschen, den unsterblichen Till Eulenspiegel, gemahnt. Man begreift, daß Amiels Tod von ganz „Rheinsheim“ wie das Hinscheiden eines besten Freundes beweint wurde, und freut sich, daß diesem Kaug von einem Menschen, aus dem ein ganzer Kerl hätte wachsen können, wenn er zu Jahren gekommen wäre, in Adam Rishaupt ein poetischer Verkärer erstanden ist! Dr. W. Zentner.

*

Heinrich Bierordt. Das Buch meines Lebens. Mit 2 Bildern. VIII und 358 Seiten. (Verlag Winters Universitätsbuchhandlung Heidelberg, 2,85 und 5 RM.) — Dieses erfreulicherweise in zweiter Auflage in dem neuen, hier angegebenen Verlag erschienene Lebensbuch Bierordts ist unstreitig des Dichters wertvollstes Prosawerk. Eine beglückende Erlebnisfülle vorgetragen in einer eben gemeißelten Sprachkunst, gibt einen untrüglichen, reichen und vielstrahligen Kulturabschnitt aus den letzten Jahrzehnten. Bierordts Erinnerungen hängen nicht etwa nur an seiner Heimatstadt Karlsruhe oder an seinen sonstigen Aufenthalten: Der Dichter schildert zwanglos an der bunten Kette seiner Begegnungen das gesamte geistige und gesellschaftliche Leben seines Jahrhunderts. Bierordts Lebensbuch gehört zu den wertvollsten und aufschlußreichsten Dokumenten seiner Zeit.

Otto Gerke: Die Hub. Geschichte des alten Hubbades und der Kreispflegeanstalt Hub. (Verlag des Historischen Vereins für Mit-

telbad, Offenburg 1933, XV und 304 S.) — In dem vorliegenden, reichbebilderten Werk hat der derzeitige Direktor der Kreispflegeanstalt Hub bei Ottersweier (Amt Bühl) Dr. med. Otto Gerke, das heimatswissenschaftliche Schrifttum in außerordentlichem Maß bereichert. Es entsteht mit der Darstellung der Geschichte der erstmals im 15. Jahrhundert als Bad Hub urkundlich auftauchenden, heutigen Anstalt nicht nur eine erschöpfende Monographie, sondern darüber weit hinaus ein wertvoller Beitrag zur allgemeinen Kulturgeschichte, speziell im Bereich Mittelbadens. Mit einem ungeheuren Forscherfleiß sind alle erreichbaren Urkunden von Gerke herangezogen. Solchermaßen entsteht eine authentische, lückenlose und erstmalige Gesamtdarstellung sowohl des Hub-Bades als auch der es ablösenden Kreispflegeanstalt. Neben den wirtschaftlichen, soziologischen, verwaltungsmäßigen, kulturellen Ergebnissen läßt sich naturgemäß auch in sachlicher Betonung der Arzt hören. Was das umfassende Werk besonders für die Heimatkunde wertvoll und beziehungsreich macht, ist die ungemein sorgfältige Einbeziehung der biographischen Gegebenheiten. Die Darstellung selbst ist sehr flüssig gehalten und entbehrt trotz des bitterernsten Stoffes selbst des befreienden Humors nicht, der angesichts der Schilderungen über die Armut der Armen doppelt guttut.

*

Deutsche Volkskunst. Baden. Text und Bildersammlung von Hermann Eris Busse. 198 Bilder, 48 Textseiten. (Preis 5,80, 6,80 und 7,80 RM. im Delphin Verlag, Landskron.) — In der bekanntesten Reihe nimmt unwidersprechbar gerade noch zur Weihnachtszeit willkommenes Band „Baden“ einen hervorragenden Platz ein. Er wird jedem badischen Landsmann, insonderheit jenem in der Fremde ein wertvoller Besitz und eine Quelle innigster heimatischer Besinnung und Vertiefung sein. Aus dem überwältigenden Reichtum an Volkskunstgut, den das Land hervorgebracht hat, wurde für das Buch das Beste ausgewählt und in nahezu 200 Bildern sorgfältig wiedergegeben. Von den Dingen, die jedem Deutschen altvertraute und liebe Begriffe sind, wie das Schwarzwälder Bauernhaus, seine kunstreichen Uhren und Gläser, sind die schönsten Proben vereinigt. Als nicht geringer aber erweist sich die Gestaltungskraft in all den anderen Schöpfungen der Volkskunst, wie den Möbeln und dem sonstigen Hausrat, den Metallarbeiten und Töpfereien, den Trachten und Faschnachtsvermummungen, den Dorfkirchen und Andachtsgegenständen usw. Die Auswahl der Bilder und die Abfassung des Textes besorgte Professor Hermann Eris Busse, der bekannte Dichter und bewährte Führer der Heimat- und Volkskunstbewegung in Baden, die im Landesverein „Badische Heimat“ einen Sammelpunkt hat. Aus umfassender Sachkenntnis beschreibt er das Wesentliche und Eigenartige der badischen Volkskunst. Volkskunstgut erfährt er ganz und gar als Seelgut des deutschen Volkes, das aus Blut und Boden, Glauben und Gemeinschaft entsteht. Seine Darstellung ist von bekannter Eindringlichkeit.